

steht. Unter Bezugnahme auf frühneuzeitliche Entwürfe gilt die Aufmerksamkeit im besonderen der Ambivalenz der *vis imaginativa*, die immer wieder an den Körper und die weibliche Position gebunden wird, wo sie als Quelle des Bösen, der trügerischen Phantasmen und Träume apostrophiert ist. Im Kontext *Fixierbilder und Bildung im Telos der Unsterblichkeit* berührt die Reflexionslinie wichtige Punkte des platonischen Konzepts und prototypische Formen imaginierter Weiblichkeit in der Aufklärungszeit.

Die einzelnen konkreten Textanalysen bringen namentlich den Rückgriff auf Aristoteles, Pico della Mirandola und Kant. In ihrer Charakterisierung dieser Paradigmen beleuchtet die Autorin die traditionell unzureichende Bestimmung des Imaginären – trotz der im Kant-schen Ansatz aufblitzenden Radikalität. Den Maßstab ihrer Kritik bildet die Orientierung an Cornelius Castoriadis mit seinen Thesen zur primären Einbildungskraft.

Um auch den begrenzten Rahmen, den sich das Buch gesteckt hat, sichtbar zu machen, sei hervorgehoben: Auf die Problematik der (notwendigen) Beurteilung von Phantasieprodukten geht Perko nur andeutungsweise ein, und das weite Feld der ästhetischen Fragestellung bleibt unbewußt ausgeklammert.

Gudrun Perkos so lebendiges Interesse und sensibles Erfassen von Problemkreisen richtet sich entschieden auf die aus gesellschaftlich-historischen Erstarrungen lösenden und Neues eröffnenden Momente der imaginativen Fähigkeit – und damit deren besondere Relevanz für das feministische Anliegen.

Da die Autorin für die Thematik der Phantasie in eingehendem Gespräch mit Alice Pechriggl steht, möchte ich das in derselben Reihe erschienene Buch, das einzelne Abschnitte zum Imaginären enthält, kurz nennen: Alice Pechriggl, *Utopiefähigkeit und Veränderung. Der Zeitbegriff und die Möglichkeit kollektiver Autonomie (= Schnittpunkt Zivilisationsprozeß 10)*, Paffenweiler: Centaurus 1993.

Ingvild Birkhan, Wien

Eva Klingenstein, *Die Frau mit Eigenschaften. Literatur und Geschlecht in der Wiener Frauenpresse um 1900*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 1997, 327 S., öS 496,00/DM 68,00/sfr 62,00, ISBN 3-412-12796-5.

„Gerade zu der Zeit, als das männliche Subjekt ins Wanken gerät, entfalten sich Diskurse, deren Ziel die Entwicklung spezifisch weiblicher Subjektkonstitutionen war.“ (1) So lautet der Ausgangspunkt für diese umfangreiche Studie zu literarischen Texten und Literaturkritik in Wiener Frauenzeitschriften der letzten Jahrhundertwende. Klingenstein analysiert elf Frauenzeitungen verschiedener politischer Richtungen, von der *Arbeiterinnen-Zeitung* über die *Christliche Wiener Frauen-Zeitung* bis zur *Wiener Mode*. Sie diskutiert den Stellen-

wert, den eine Präsentation und Lektüre fiktionaler Texte hier jeweils innehatten, und arbeitet dabei in Abgrenzung vom Etikett *Trivalliteratur* mit dem Begriff der „Referenzliteratur“: Literatur, die sich auf jene Realität bezog, mit deren Herstellung die einzelnen Frauenzeitschriften befaßt waren. Anhand ausgewählter Romane und Erzählungen und mit Ansätzen von Spivak und Butler konturiert Klingenstein die je nach politischer Orientierung divergierenden Konzeptionen von Geschlecht. So stünden etwa die freie Entfaltung der Persönlichkeit im Mittelpunkt der Referenzliteratur in der feministischen Frauenpresse, Klassenfragen dominierten in den Texten der Sozialistinnen, und auf „Glaube, Liebe, Heimat“ fokussierten die Geschlechterkonzeptionen der christlichsozialen Frauenzeitschriften.

Die Autorin dieses Buches definiert ihren Zugang zu dem ja nicht ganz neuen Thema selbst als Bruch mit damals und/oder heute gepflogenen Repräsentationen des Weiblichen. Österreichische literaturwissenschaftliche „Pionierinnen“-Arbeiten der Nachkriegsjahre, so etwa die Dissertationen zur Presse der Ersten Frauenbewegung von Emma Kancler oder Imma Maria Wittmann, finden wenig Gnade vor Klingensteins Augen, obwohl an diese Studien doch nicht mit Fairneß ein gendertheoretischer Maßstab der späten 90er Jahre anzulegen ist. Auch auf theoretische Ansätze und wichtige Editionen der deutschsprachigen feministischen Literaturwissenschaft seit den 70er Jahren, darunter Autorinnen wie Sigrid Weigel, Sigrid Schmid oder Hanna Schnedl, bezieht sich Klingenstein stellenweise mit wenig Freundlichkeit. Historische Forschungen zur Situation von Frauen, Frauenliteratur und Frauenbewegung/en um 1900 haben, da in zu geringem Maß textanalytisch orientiert, für die Verfasserin dieser Studie ausdrücklich kaum Relevanz. Politikerfahrung ist ihre eigene Stärke nicht. So paradox es klingen mag: Klingenstein setzt sich immer wieder recht betont von Frauenbewegung/en, Frauenforschung und feministischer Forschung ab. Beziehungen zwischen Frauen scheinen zudem vollkommen inexistent; als hätten sie mit „neuen weiblichen Subjektpositionen“ im „Geschlechterdiskurs“ nichts zu schaffen, ja als führten sie bedrohlich in die Nähe jener „bestimmten Art feministischer Forschung“ (293), mit der die Autorin um keinen Preis zu tun haben möchte.

Diese Attitüde hat ganz konkrete Auswirkungen auf die Forschungsergebnisse selbst. So beispielsweise da, wo Klingenstein sich darum bemüht, die quantitative Verteilung der Autor/inn/en literarischer Texte in den Frauenzeitschriften nach ihrem Geschlecht genau zu erfassen. Diese Mühe, Verfasser/innen möglichst „geschlechtlich eindeutig zuordenbar“ (z. B. 107) namentlich aufzulisten, scheint nicht recht plausibel, wenn eine sich doch biologistischen oder universalisierenden Festschreibungen von „Frauen“ und „Männern“ konsequent widersetzen möchte. Zugleich offenbaren sich genau an dieser Stelle Wissenslücken und Oberflächlichkeiten, die für eine in „Frauenthemen“ um 1900 einigermaßen eingearbeitete Leserin höchst ärgerlich sind. Es mutet peinlich an, wenn eine Literaturwissenschaftlerin mit dem gegebenen thematischen Schwerpunkt offensichtlich weder von S[ophie] Hoehstetter noch von Toni

Schwabe je gehört hat und deren beider biologisches Geschlecht identifizieren möchte, ohne dies zu vermögen. Nicht legitim erscheint die Voraussetzung, auch die zeitgenössischen Leserinnen hätten nicht wissen können, welchem Geschlecht diese beiden recht erfolgreichen und vielgelesenen, in der Frauen- und in der Homosexuellenbewegung engagierten und seither durchaus „beforschten“ Autorinnen angehörten.

Warum poststrukturalistisch inspirierte Subjektkritik mit einer verschreckten Abwehr jeder Orientierung an „Frauen“ wie auch an „Feminismus“ einhergehen muß, dafür liefert Klingensteins Buch gerade keine überzeugende Begründung.

Hanna Hacker, Wien

Silvia Stoller u. Helmuth Vetter (Hg.), **Phänomenologie und Geschlechterdifferenz**. Wien: WUV-Universitätsverlag 1997, 325 S., öS 398,00/DM 55,00/sfr 51,00, ISBN 3-85114-348-5.

Daß das Gefühl kulturell konstruiert ist, ist heutzutage unbestreitbar. Die Konstruktionsthese vernachlässigt jedoch die Verleiblichung diskursiver Praktiken. Den lebendigen Leibern wird „die Markierung von Geschlecht durch Gefühle“ eingeschrieben.¹

Den Autor/inn/en dieses Sammelbandes zufolge bietet die Phänomenologie „feministischen Beschreibungen die Möglichkeit, Erfahrungsansprüche durch Analysen von Evidenz und Gegebenheit zu bewerten, so daß sie ... im phänomenologischen Sinne legitimiert sind“². Umgekehrt könne die feministische Theorie die Orientierung der Phänomenologie an der männlichen Erfahrung und an der heterosexuellen Matrix sichtbar machen.

Die unendliche Vielfalt geschlechterdifferenter Körpertexte wird unter Berücksichtigung der affektiven Subjektivität lebendig. Phänomenal äußert sich Transsexualität beispielsweise als „Leiden am eigenen Geschlecht, ein Leiden auch unter gesellschaftlichen Konstruktionen. Doch das Leiden ist nicht selbst Konstruktion, sondern das, was gegen ‚Fehlkonstruktionen‘ rebelliert“³.

Die Aufsätze geben erste Anstöße zu einem Zusammendenken von Leiblichkeit und Geschlecht jenseits von Identitätsideen oder biologistischer Reduktion. Sie markieren zwei Neuorientierungen: in der Geschlechterdebatte und in der Phänomenologie.

Kathrin Jäger-Matz

1 Hilge Landwehr, Fühlen Männer anders? Überlegungen zur Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle, 249–274, 270.

2 Linda Fisher, Phänomenologie und Feminismus, 20–47, 33.

3 Bernhard Wadenfels, Fremdheit des anderen Geschlechts, 61–87, 81.